



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

Deutsche und Franzosen

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

4.

Eine häufige Erscheinung im Leben der Völker, ja fast die Regel ist es, daß Nachbarn nicht Freunde sind. Auch nahe Blutsverwandtschaft pflegt daran nichts zu ändern. Wo vollends zwei Völker von verschiedener Herkunft und Wesensart ohne scharfe natürliche Scheidelinie aneinander grenzen, da muß man darauf gefaßt sein, sie auf der Bühne der Weltgeschichte als ständige Gegenspieler ihre Rollen durchführen zu sehen. Deutsche und Polen, Deutsche und Magyaren, Polen und Litauer sind heute noch lebendige Beispiele dafür, wie es im frühen Altertum Perser, Syrer, Griechen und andere gewesen sind.

Das Verhältnis von Deutschen und Franzosen ist mit einer so einfachen Formel nicht zu erschöpfen. Ihre Beziehungen sind seit ältesten Zeiten so eng, ihre Wechselwirkung steigert sich mit den Jahrhunderten so sehr, daß man von einer Schicksalsgemeinschaft sprechen kann.

Ist dieses Schauspiel schon an sich eigentümlich genug, um die Aufmerksamkeit zu fesseln, so kommt dazu die Tatsache, die uns heute wieder mehr denn je zum Bewußtsein gebracht ist — wir hatten sie allzulange vergessen —, daß die Zukunft des deutschen Volkes abhängt von dem, was in Frankreich geschieht, daß unser Schicksal auf absehbare Zeit wiederum Frankreich heißen wird, wie es in vergangenen Zeiten hieß.

\*

Nur auf einer kurzen Strecke von 120 Kilometern sind die Wohnsitze der Deutschen und Franzosen durch den natürlichen Grenzwall der Vogesen deutlich voneinander geschieden. Weiter nördlich, vom Donon bis an den Kanal — vom ethnographischen Gesichtspunkt dürfen wir soweit gehen, denn Holländer und Flamen sind in dieser Hinsicht ja deutsche

Haller, Tausend Jahre ... 1

Stämme, so gut wie Bayern und Schwaben —, weiter nördlich gibt es kein größeres natürliches Hindernis, das ihr Ineinanderfließen störte. Wer das Land durchreist und nur seine Augen braucht, wird die Völkergrenze kaum gewahr werden. Hüben und drüben sehen die Leute zunächst nicht wesentlich verschieden aus. Ob man sich in der Gegend von Mainz, Kaiserslautern, Trier oder in der Champagne befinde, wird man am durchschnittlichen Typus der Bevölkerung nicht erkennen. Lediglich die Sprache bildet hier das Merkmal der Unterscheidung, freilich einer Unterscheidung schärfster Art, die man ohne Übertreibung schon als schroffen Gegensatz bezeichnen darf. Gibt es doch kaum zwei Sprachen, die einander nach Klang und Bildung unähnlicher wären. Wie leicht und ungezwungen nimmt das Deutsche eine Anleihe aus dem Englischen, Italienischen, Spanischen auf! Sogar slawische Bestandteile lassen sich ihm allenfalls einverleiben. Dagegen ein französisches Wort im deutschen Satz — welcher Mißklang! Nur die lässige Gewohnheit läßt die meisten ihn überhören.

Aber die Sprache — dahinter ist man längst gekommen — besagt für Abstammung und Rasse sehr wenig, und in diesem Fall liefert sie selbst einen Beleg dafür, daß zwischen Westdeutschen und Nordfranzosen eine Blutsverwandtschaft besteht, die im Süden ziemlich weit nach Deutschland hineinreicht. Sehen wir in Baden und Württemberg denselben Menschentypus vorherrschen, den man vom Mittelrhein und Nordfrankreich her kennt — niedriger Wuchs, dunkle Farbe, lebhaftes, bewegliches Wesen, lauter Züge, die dem Fremden nicht als eigentlich deutsch erscheinen und die jedenfalls nicht germanisch sind —, so kann hier auch die Mundart mit ihrem Nasalieren und Diphthongieren, mit der Neigung zu vokalischem Auslaut eine gewisse Verwandtschaft mit dem Lautsystem des Französischen nicht verleugnen. Wenn z. B. der Schwabe in seiner Mundart aus dem mittelhochdeutschen „*rih*“ nicht „Reich“, wie wir sagen, sondern „Roich“ bildet, so folgt er dem gleichen Lautgesetz, das aus dem Spätlateinischen *via, fides, rex (rix)* im Französischen *voi, foi, roi*

(ursprünglich *voë, foë, roë*, und erst im Pariser Dialekt *voa, foa, roa*) hat werden lassen. Das deutet unverkennbar auf eine dicke Unterschicht ursprünglicher Bevölkerung, die sich vom Atlantischen Ozean bis an die alte Grenze des Römerreichs ausgedehnt haben muß und heute wie eine starke Untermalung, im Osten des Deutschen, im Westen des Französischen, durch die Deckfarbe hindurchschimmert.

Aber dieser gemeinsame Urbestandteil, mag man ihn in latinisierten gallischen Kelten oder einer noch früheren Rasse finden — das sei den französischen Schriftstellern gesagt, die so gern von den Südwestdeutschen, den *Celto-allemands*, als einer den Franzosen verwandteren, weniger deutschen Volksart faseln und darauf die kühnsten Schlüsse bauen —, dieser gemeinsame Urbestandteil ist nicht bedeutsam genug gewesen, um in der Geschichte jemals wirksam zu werden. Er spielt in ihr nicht die allergeringste Rolle. Dies zu bewirken wäre schon die Tatsache ausreichend gewesen, daß von Osten her, etwa bis zur Linie Diedenhofen—Mömpelgard, eine zahlreiche germanische Einwanderung siegte und mit ihrer Sprache das gallorömische Idiom verdrängte. Entscheidend, bestimmend für das äußere Schicksal und damit für das Lebensgefühl und Selbstbewußtsein, und das heißt für die Nationalität, wurde auch hier wie überall in den Anfängen der Geschichte die Oberschicht, die besitzende und herrschende, denkende und handelnde Aristokratie.

Es gab eine Zeit, wo auch sie zum guten Teil gemeinsam war für Ost und West. Rund vierhundert Jahre lang vereinigte das Reich der Franken Deutschland mit dem heutigen Frankreich. Fränkische Könige hatten das ganze Land von der Elbe und dem Böhmer Wald bis zu den Pyrenäen und dem Ozean unterworfen. Ein Waffenadelgermanischen Blutes herrschte hüben wie drüben. Aber dieses Großreich zerfiel, und die in ihm herrschende Aristokratie spaltete sich. Im Osten blieb sie, was sie war, germanisch in Sprache und Sitte, im Westen ward sie von der fremdblütigen Bevölkerung des Landes, den romanisierten Galliern, aufgesogen, und es entstanden die beiden Völker der Deutschen und Franzosen. Wann der

Prozeß der Spaltung in der Reichsaristokratie beendet gewesen, wann der fränkische Adel im Westen aufgehört hat, Fränkisch zu sprechen, ist nicht sicher zu erkennen. Vermutlich war es um 900 n. Chr. Rund tausend Jahre also ist es her, daß die Nationen der Deutschen und Franzosen einander in ihren heutigen Lebensräumen gegenüberstehen.

Ihre Trennung würde zeitlich zusammenfallen mit der endgültigen Auflösung des fränkischen Reiches. Wie nahe liegt uns da der Gedanke, daß es der nationale Gegensatz gewesen sei, der das Reich gesprengt habe! Aber so ist es nicht. Vielmehr läßt sich nachweisen, daß beim Zerfall des Reiches das nationale Moment gar keine Rolle gespielt hat. Man wird vielmehr umgekehrt sagen müssen: die staatliche Trennung hat das meiste dazu beigetragen, daß die fränkische Aristokratie in Ost und West das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und das Bedürfnis der Einheit verlor. Also nicht der nationale Gegensatz von Deutschen und Franzosen hat die Staaten Deutschland und Frankreich entstehen lassen, sondern im Gegenteil, die Absonderung der Königreiche hat die Ausbildung der Nationen möglich gemacht und befördert. Hier ist nicht, wie wir nach modernen Begriffen uns vorstellen möchten, der Staat aus der Nation hervorgegangen, sondern die Nation verdankt ihre Ausprägung dem Staat.

Dafür ist der handgreiflichste Beweis die älteste deutsch-französische Landesgrenze. Sie kümmert sich nicht um die Nationalität der Bevölkerung. In Lothringen und im Hennegau gehört rein französisches Volk zum deutschen Reich — auch der Adel ist dort französisch —, das rein deutsche Flandern ist an Frankreich gefallen. Die Grenzlinie mit ihrem sonderbaren, künstlichen Lauf, nur ausnahmsweise natürlichen Einheiten folgend — man sagt gewöhnlich Schelde und Maas, aber das ist eine sehr grobe Vereinfachung; in Wahrheit läuft sie in unregelmäßigen Bogen und Zacken meist jenseits beider Ströme, oft ziemlich weit westlich —, diese Grenze mit ihrer unnatürlichen Gestalt ist ein beredtes Zeugnis dafür, wie wenig man ursprünglich an eine wirkliche